

3.2 Response zu: Zukunft von Gestalt und Kultur der Kirche

1) Weckruf

Haben Sie herzlichen Dank für diesen pointierten und anregenden Impuls aus der journalistischen „Außenperspektive“! Ein solcher Weckruf von einem Vertreter der Presse, der die Kirche an ihre Botschaft erinnert, ist alles andere als gewöhnlich. So soll meine Response diesen Weckruf nicht mit Detailfragen überdecken, sondern den Kern der Sache in den Blick nehmen. Ich habe einen radi-

kalen Umkehrruf gehört – „radikal“ im Sinne dessen, was Superintendent Weyer vorhin als „möglicherweise bis an die Wurzel zurückschneidend“ beschrieben hat:

- von der Orientierung an bestehenden Strukturen zur Orientierung am Auftrag,
- von der Orientierung am Erhalt der Organisation zur Orientierung an der Botschaft.

Bitte verzeihen Sie mir, wenn nun meine Stellungnahme ebenfalls aus der Außenperspektive erfolgt: aus der Perspektive einer evangelischen Minderheitskirche, einer von den sogenannten Freikirchen, die mit eigenen Problemen zu kämpfen haben, unter anderem ebenfalls mit Mitgliederschwund und Personalabbau, die aber die Diaspora-Situation, die auch den Großkirchen zunehmend bevorsteht, seit vielen Jahren gestalten müssen und es auch tun.

Ein Kennzeichen all dieser in sich sehr unterschiedlichen Freikirchen ist ihre Gemeinde- und Mitarbeiterorientierung. Ein weiteres Kennzeichen ist, dass sie angewiesen sind auf die Geberfreude ihrer Mitglieder. Und das heißt: finanzielle Fragen sind hier wirklich unmittelbar geistliche Fragen. Die Gemeindefinanzen hängen direkt von der Überzeugungskraft der theologischen Positionen und des gemeindlichen Lebens ab.

Ich möchte dies nicht als das längst überfällige Zukunftsmodell für die Großkirchen darstellen, die sich in einer anderen Situation befinden. Und vor allem möchte ich meinen Überlegungen einen wirklich tief empfundenen Dank vorangehen lassen. Die evangelischen Landeskirchen haben mit ihrem gesellschaftlichen Engagement in den unterschiedlichsten Tätigkeitsfeldern Großes geleistet – und tun dies bis heute: von der Klinik- und Telefonseelsorge, von evangelischen Kindergärten, Schulen und Akademien hin zu Entwicklungsdienst, Flüchtlingshilfe, Familienberatung... Ich könnte eine schier endlose Liste aufzählen, bei der auch die liebevolle Pflege der alten Stadtkirchen nicht zu vergessen ist – für manche Gemeinde finanziell eine Riesenbelastung, aber für das Gesicht und die Wahrnehmung von Kirche ein enormer Gewinn. Vielleicht geht im Miteinander der großen und kleinen Kirchen diese Wertschätzung manchmal etwas unter. Ökumenisches Lernen an der Perspektive der Anderen tut uns allen gut.

2) Was hilft?

Gleichwohl: Die evangelischen Landeskirchen sind herausgefordert. Sie müssen reagieren – auf den anhaltenden Mitglieder- und den drohenden Ressourcenverlust. Vieles wird nicht mehr so zu leisten sein, wie früher. Aber was ist zu tun?

Detlef Pollack, der jetzt schon mehrfach genannte Religionssoziologe, hat im „Deutschen Pfarrerblatt“ Konsequenzen aus seinen Mitgliedschaftsanalysen gezogen und den Kirchen Empfehlungen ausgesprochen, wie sie auf die Herausforderungen reagieren sollen. Zusammenfassen ließen sich seine Empfehlungen mit: Machen Sie alles. Und zwar noch besser als bisher.¹

1. Machen Sie professionelle, attraktive Angebote, spezialisiert und mit hohem Aufwand, um gegenüber den säkularen Alternativen (in der Bestattungskultur, in Seelsorge, diakonischer Hilfe, Geselligkeitsangeboten etc.) konkurrenzfähig zu bleiben.
2. *Gleichwohl:* Verbreitern Sie Ihre Kontaktflächen zur Gesellschaft, indem Sie trotz aller Ausrichtung auf die religiöse Kernfunktion eine Vermischung mit anderen, nicht-religiösen Funktionen anstreben (Flüchtlingsarbeit, Armenfürsorge, Bildungsarbeit, Alltagshilfe, Fahrdienste, Kulturangebote, Bahnhofsmision, Kaffeeshops, Kinderbetreuung etc.).
3. Verknüpfen Sie individuelle Ansprüche und gemeinschaftliche Einbindung durch eine Vielzahl von Möglichkeiten zum intensiven persönlichen Kontakt (Hauskreise, Teamarbeit, Einbeziehung von Laien in die Gottesdienstgestaltung etc.). Achten Sie auf Familienfreundlichkeit und die Pflege zwischenmenschlicher Solidarität.
4. *Gleichwohl:* Bleiben Sie offen nach außen. Knüpfen Sie an die Themen und Meinungen der Mehrheit an, damit Hemmschwellen niedrig bleiben und die Themen der Kirche bei den Menschen ankommen.

Jeder einzelne Vorschlag ist gut und beherzigenswert. Und all das in seiner Unterschiedlichkeit ist doch – mal mehr und mal weniger gelungen – in der Vergangenheit gemacht worden. Aber wenn die

¹ Zum Folgenden vgl. Pollack, Detlef (2016), Was wird aus der Kirche? Religionssoziologische Beobachtungen und vier Vorschläge (Teil III), Deutsches Pfarrerblatt 9/2016, S. 506-509.

personellen und finanziellen Ressourcen knapper werden, ist ein solches „Sowohl-als-auch“ nicht mehr zu stemmen und führt eher in die Frustration als zur Erneuerung.

3) Welches Modell von Kirche?

Ich habe den Eindruck, dass die doch sehr unterschiedlichen Richtungen, in die die Empfehlungen weisen, auch damit zusammenhängen, dass in den evangelischen Landeskirchen (mindestens) zwei Leitbilder von Kirche konkurrieren:

1. Das Modell „offene Volkskirche“: Die Kirche ist ein offener Ort für alle Menschen. Sie bildet die Pluralität der Gesellschaft ab und macht Menschen kompetent zu Dialog und Solidarität. In ihrer öffentlich-rechtlichen Verfasstheit versteht sie sich als Partnerin des Staates und Impulsgeberin der Zivilreligion. In Form von „öffentlicher Theologie“ bietet sie geistig-moralische Orientierungshilfe für die Gesellschaft.
2. Das Modell „Bekennende Kirche“: Auch hier wird die Kirche als Impulsgeberin für die Gesellschaft verstanden. Sie ist „Salz der Erde“. Aber der Fokus liegt auf der Bindung an ihren geistlichen Auftrag und ihre geistlichen Quellen. Kirche ist dezidierte Gemeinschaft der Glaubenden, konzentriert auf ihre religiöse Botschaft.

Gegenüber dem „Sowohl-als-auch“ höre ich Reinhard Bingeners Impuls als Ruf zur Entschiedenheit. Was heißt: Kirche wird wieder „lernen müssen, auf das Evangelium zu vertrauen“? Was heißt es, nicht nur die finanzielle, sondern die „geistliche Herausforderung“ anzunehmen? Ist also das eigentliche Dilemma der evangelischen Kirchen nicht ein gesellschaftliches oder strukturelles, sondern ein geistliches? Sie, Herr Bingener, haben sich hier deutlich positioniert. Die Konsequenzen könnten „radikal“ sein. Ist es so ernst gemeint, wie es klingt?

4) Luthers Modell

Wenn wir uns 2017 von den Reformationsimpulsen Martin Luthers neu anregen lassen, dann fällt auf, wie radikal Luther tatsächlich die damalige Kirche in ihren Strukturen auf den Prüfstand stellt. In seiner vielleicht pointiertesten ekklesiologischen Schrift „De captivitate Babylonica. Praeludium“ von 1520 stellt er die Kirche als Gefangene

dar: gefangen in ihrer eigenen selbstreferentiellen Struktur. Der theologische Angriff auf Messopfer und Sakramentenlehre ist zugleich ein Angriff auf die ganze Institution und ihre finanzielle Basis. Es geht Luther nicht um „die Kirche“, sondern um die Botschaft von der Rechtfertigung des Gottlosen. Die Kirche ist dem nachgeordnet: sie ist Versammlung der Glaubenden, die „Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“ (so in seinen Schmalkaldischen Artikeln von 1537). Stattdessen: Orientierung nur am Auftrag! Es geht allein um Gottes Verheißungen und um den Glauben, der sich auf nichts verlässt als auf Sein Wort.

Wozu diese radikale Kirchenkritik führen würde, war zunächst völlig unklar. Und tatsächlich brachen mancherorts kirchliche Betreuung, Armenversorgung und Bildungswesen erst einmal zusammen. Will sagen: wenn wir uns auf den Auftrag konzentrieren, können wir nicht gleichzeitig auf die Konsequenzen schießen. (Das heißt aber nicht, dass wir aus der Verantwortung für eine nachhaltige Entwicklung entlassen wären.)

5) Drei Kernthemen: Auftrag – Gemeinde – Mitarbeit

Drei Kernthemen möchte ich in den Fokus rücken, die zu bedenken sind, wenn wir Ihren Thesen folgen – und ich beginne mit den Thesen, bei denen es nach Ihren Worten um den Kern der Sache geht:

1. Was heißt „sich vom Auftrag tragen lassen“ ohne zu wissen, „ob der Auftrag trägt“?

Sie wünschen sich eine Theologie und christliche Existenz, die den neuzeitlichen Zweifel in sich aufnimmt. Das habe ich nicht verstanden. Seit langem ist die Auseinandersetzung mit der Religionskritik zentraler Gegenstand evangelischer Theologie. Die großen theologischen Entwürfe des 20. Jahrhunderts wären ohne diesen Hintergrund nicht zu verstehen. Schon für Luther gehörte Zweifel zum integralen Bestandteil christlicher Theologie.

Produktiv ist seines Erachtens aber nicht die agnostische Skepsis, sondern die Anfechtung. Anfechtung entsteht da, wo unser Herz brennt und wir für eine Sache streiten. Anfechtung ist „geistliche Unruhe“ (Eberhard Jüngel²), die das Leben von innen heraus in

² Jüngel, Eberhard (1976), *Anfechtung und Gewißheit des Glaubens. Oder wie die Kirche wieder zu ihrer Sache kommt*, München, S. 40.

Bewegung hält, ein Wachsen an den Widerständen des Glaubens. Es ist ein Akt geistlicher Konzentration.

Was sind die Widerstände, an denen wir neu geistlich wachsen sollen? Ein Pfarrer sagte neulich zu mir: „Ich steige nicht auf die Apfelsinenkiste“. Will heißen, ich stelle mich nicht auf den St. Johanner Markt und rufe das Evangelium aus. Ob das eine angemessene Verkündigungsform ist oder nicht, ist jetzt nicht entscheidend – entscheidend ist, dass „auf die Apfelsinenkiste steigen“ heißt, mich und meine Sprüchlein, die mich tragen, dem Widerspruch und Gespött der Leute auszuliefern. Ob die Botschaft sie trägt, konnten die Boten Jesu Christi nie „wissen“.

2. Was heißt „Gemeinde“ statt „Kirche“?

Die evangelischen Kirchen haben nach 1945 vom „bruderschaftlichen“ Modell der Bekennenden Kirche sehr schnell wieder zum volksgemeinschaftlichen der Landeskirchen zurückgefunden. Vielleicht war das eine verpasste Gelegenheit. Ein radikaler Bruch mit den volksgemeinschaftlichen Strukturen ist heute allerdings keine Alternative. Vielmehr muss die Frage sein, wie wir innerhalb der Kirchen lebendige Gemeinden und Gemeinschaften stärken und bilden können.

- Dazu ist nach wie vor die Präsenz an der Basis nötig, verstärkt aber auch wieder eine Sicht der Ortsgemeinde als geistliche Gemeinschaft. Das ist personalintensiv. Die Professionalisierung der Kirche, die Spezialisierung ihrer Organe und ihre Fähigkeit, auf gesellschaftliche Veränderungen zu reagieren, werden darunter möglicherweise leiden!
- Mehr Selbständigkeit der Gemeinden (auch finanziell): damit fahren die Minderheitskirchen in der Regel gut. Vor Ort lässt sich entscheiden, was vor Ort nötig ist.
- Erneuerungsimpulse gehen in der Regel von kleinen geistlichen Netzwerken und Gemeinschaften innerhalb der Kirche aus. Wie lassen sich solche Gemeinschaften (z.B. evangelische Kommunitäten) innerhalb der Kirche ansiedeln und unterstützen? Lässt sich dafür zum Beispiel ein nicht mehr benötigtes Gemeindezentrum im Saarland umbauen und neu nutzen?

3. „Jünger und Jüngerinnen“ als Teams!

Menschen in der Gemeinde und mich selbst „vom Auftrag her“ zu sehen, heißt für mich, sie als Jüngerinnen und Jünger Jesu zu sehen. Und Jüngerschaft ist Teamarbeit.

- Unterschiedliche „Religionsstile“ können dafür kein Hinderungsgrund sein – es sei denn, diese stellen die geistliche Gemeinschaft grundsätzlich in Frage. Dann wären das mehr als „Stilfragen“.
- Bei der Teamarbeit unter Pfarrerinnen und Pfarrern ist allerdings darauf zu achten, dass dies vor allem zur Verbesserung der viel wesentlicheren Teamarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen in den Gemeinden beiträgt. Die Karikatur wäre ein Profi-Team, das sich nur mit sich selbst beschäftigt und die anderen in den Gemeinden als Klientel ansieht.
- Gemeindeteams sollten wieder stärker als geistliche Gemeinschaften wahrgenommen werden, die selbst Zeit und Anregungen benötigen, um geistlich zu wachsen und nicht nur die Gemeindefarbeit am Laufen zu halten.
- Die Zahl an Sonderpfarrämtern und Funktionspfarrstellen wäre zu prüfen. Wo lassen sich Themenbereiche wieder stärker in die Gemeinden und Gemeindefarrämter integrieren? Auch hier würde eine Stärkung der Gemeindeebene eine stärkere Verankerung an der Basis, zugleich aber auch eine Reduzierung der Professionalität mit sich bringen. Ist man dazu bereit?

Zum Schluss möchte ich 95 – nein, nicht Thesen anschlagen – sondern 95 Jahre zurückschauen, auf Karl Barth, der das Wort Gottes als unsere Aufgabe ansah und Mut machte, sich diesem Wort anzuvertrauen und auszuliefern: „Es könnte ja sein,“ heißt es dort, „... dass unsre Bedrängnis unsre Verheißung ist..., dass unser Wort in seiner Schwachheit und Verkehrtheit fähig geworden wäre, ... Hülle und irdisches Gefäß des Wortes Gottes zu werden.“³

³ Barth, Karl (1922), Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie, in: Finze, Holger (1990, Hrsg.), Karl Barth, Vorträge und kleinere Arbeiten 1922-1925 (Karl Barth Gesamtausgabe III.19), Zürich, S. 144-175, S. 174.